



«Kunst ist immer Brücke, niemals Waffe»: Künstler Frantz.

HAMBURG

«Musik ist stärker als Politik»



Der Hamburger Maestro Justus Frantz gehört zu den bekanntesten Pianisten der Welt. Legenden wie Herbert von Karajan und Leonard Bernstein zählten zu seinen Förderern. Regelmässig tritt Frantz in Russland auf, wo er auch Wladimir Putin kennenlernte. Die westliche Ukraine-Politik hält er für fatal. Die Kunst müsse nun Brücken bauen.



Roger Köppel



20.12.2023

Am Hamburger Elb-Ufer liegt Schnee. Nichts scheint den prächtigen Bauten etwas anhaben zu können, majestätisch ragen sie auf. Die Architektur hat ein britisches Flair, die Weltläufigkeit der Hansestadt bleibt unverkennbar. Justus Frantz, der 79-jährige Maestro, weltberühmter Pianist, aber auch ein begnadeter Raconteur, hat eine interessante Runde geladen, Unternehmer, Journalisten, Politiker. Was sie verbindet, ist das Unbehagen an der deutschen Politik, am Krieg und an der angeblichen Unausweichlichkeit der Konfrontation.

Auf dem Kaminsims stehen Fotos mit den Widmungen internationaler Persönlichkeiten. Frantz kannte sie alle, Nelson Mandela, Herbert von Karajan, Leonard Bernstein, Henry Kissinger und Helmut Schmidt. Mit dem einstigen Bundeskanzler verband Frantz eine grosse Freundschaft. Er erzählt von einem Abend, als er mit Schmidt und Kissinger bei sich zu Hause über Russland diskutierte. Schon damals hätten die beiden Staatsmänner dafür plädiert, Russland einzubinden, die Ukraine neutral zu halten. Diesem Gedanken fühle er sich immer noch verpflichtet, sagt der Pianist.

Er tupft ein paar Sonaten von Beethoven und Mozart in die Tasten, dazwischen erklärt er federleicht das eben Gespielte. Kurz nach unserem Abend erscheint im *Spiegel* ein hämischer Bericht. In Deutschland eckt Frantz, Grenzgänger der Kulturen, mit seinem Ansatz der Verständigung an. Man stört sich, dass der bedeutende Künstler Freundschaften unterhält zu den russischen Grössen seines Fachs. Der Dirigent Waleri Gergiew gehört zu seinen langjährigen Freunden, regelmässige Russland-Reisen seien Pflicht. «Kunst», sagt Frantz, «ist immer Brücke, niemals Waffe.»

Weltwoche: Herr Frantz, wir leben in verrückten Zeiten. Mit jedem Tag scheint die Welt ein bisschen mehr zu spinnen. Künstler sind sensible Menschen. Wie erleben Sie diese Zeit?

Justus Frantz: Ich erlebe sie als etwas ganz Furchtbares. Ich erinnere mich sehr genau an die Kubakrise, als wir jeden Abend vor dem Radio sassen und uns fragten: Wie geht es weiter? Ich habe immer wieder Menschen erlebt, die den Zweiten Weltkrieg durchgemacht hatten. Die konnten noch einschätzen, wie gefährlich eine Situation ist und wie der Frieden gefährdet sein kann. Ich habe einen Urgrossonkel, der Generalstabschef im Ersten Weltkrieg war. Moltke hiess der, und der hat immer dem Kaiser gesagt: «Wollen sich Majestät nicht zügeln.» Und der Kaiser antwortete: «Was für ein Quatsch, Moltke! Der englische König ist mein Vetter, der Zar ist mein Vetter. Da kann gar nichts passieren.» Und plötzlich kam der Kaiser zu ihm ins Büro, zu Moltke, und ich glaube, der Kaiser hat geweint.

«Wir haben leider ungebildete Politiker, die keine Ahnung haben von der kulturellen Grösse Russlands.»

Weltwoche: Schlafwandelnd ins Inferno.

Frantz: Und das Inferno sehe ich heute ganz deutlich. Deswegen müssen wir alles tun, um im Gespräch zu bleiben und eine Strategie der Deeskalation zu beginnen. Gerade bei unserer Regierung sehe ich das nicht wirklich. Leute nicht mehr als Gesprächspartner zu haben, weil man sie schon vorher so beleidigt hat, dass sie dann keine Lust mehr haben – das ist ja nun eine grosse Spezialität von Frau Baerbock.

Weltwoche: Sie sind eine Berühmtheit, hatten als Musiker eine unglaublich erfolgreiche Karriere, Sie waren, wenn ich das so sagen darf, ein Darling des Establishments. Und jetzt kommt der Justus Frantz und sagt: Ich gehe in eine Jury in Moskau, ich behalte meine Freundschaft zu den grossen Dirigenten Russlands. Ich lasse mir die Kunst nicht einspannen in diesen Wahnsinn des Krieges. Ist das einfach intuitiv so passiert?

Frantz: Sie sprechen vom Tschaikowsky-Wettbewerb. Da habe ich gesehen, was die Leute für dummes Zeug schreiben. Die FAZ behauptete, da wären alle abgereist, die Juroren, nur ich wäre dageblieben. Kein Wort davon war wahr. Es waren sehr viele Juroren aus westlichen Ländern anwesend, und es ging nur um die Musik. Der Tschaikowsky-Wettbewerb ist ein Wettbewerb, der Musikgeschichte geschrieben hat. Als Erster gewann ihn 1958, mitten im Kalten Krieg, der Amerikaner Van Cliburn. Das war eine Sensation – ein Amerikaner in Russland, das war auch ein Zeichen von Hoffnung und von Frieden. Heute denke ich: Das, was ich gelernt habe mit Karajan, mit Bernstein, die mich förderten, das muss ich weitergeben.

Weltwoche: Sie haben eine andere Meinung zum Krieg in der Ukraine. Wie sehen Sie diese Geschichte, was ist Ihr Fazit?

Frantz: Wir Pharisäer sehen immer nur das Schlechte im anderen, erinnern uns aber nicht an unsere eigene Geschichte. Die eigene Geschichte ist ja nun mal so, dass Kennedy einen Atomkrieg riskiert hätte, wenn die Russen 1962 ihre Atomraketen in Kuba stationiert hätten. Und dabei ist Havanna von Washington etwa zweitausend Kilometer entfernt.

Weltwoche: Vergessen wir nicht, dass die Sowjets erst kamen, nachdem die Amerikaner Atomraketen in der Türkei stationiert hatten.

Frantz: Sie haben vollkommen recht. Kennedy hätte, glaube ich, nicht klein beigegen. Es war Chruschtschow, dem das Risiko zu hoch war, dass die halbe Menschheit dabei draufgeht. «Wir ziehen uns zurück», sagte er seinen Leuten, und das war die grösste Erleichterung, die ich in meinem Leben jemals erlebt habe. Ich weiss nicht, warum wir nicht anerkennen: Wenn wir mit einem Staat in vernünftigen Austausch sein wollen, müssen wir auch dessen

Sicherheitsbedürfnisse anerkennen. Ich habe mal gefragt in einem Zeitungsartikel, welche Rolle Russland spiele in der europäischen Sicherheitsarchitektur, und musste mich dann von hochstehenden Persönlichkeiten aufklären lassen, dass die Amerikaner alles getan hätten, damit Russland nicht Teil der Sicherheitsarchitektur werde. Ich hatte davon keine Ahnung.

Weltwoche: Haben Sie Präsident Putin eigentlich mal kennengelernt? Haben Sie mit ihm über dieses Thema gesprochen?

Frantz: Über dieses Thema nicht. Putin war zweiter Bürgermeister von Petersburg, als ich ihn zum ersten Mal traf, und er oder seine Frau liebten Mozart und waren häufiger mal in der «Zauberflöte», die ich damals dort dirigierte. Wir haben uns sehr angeregt unterhalten, aber es ging um Mozart und um Musikerziehung.

Weltwoche: Was war Ihr Eindruck von ihm?

Frantz: Offen gesprochen, machte er damals einen mittelmässigen Eindruck auf mich. Ein reiner Funktionär, blass. Um das Gespräch in Gang zu halten, musste man ab und zu was Schönes hinwerfen, damit er intellektuell wieder mitmachte. Vielleicht fand er mich auch nicht so interessant, das kann natürlich gut sein. Mit seiner Frau war das viel besser.

Weltwoche: Haben nicht auch wir im Westen aus dem Mann, der seine Hand zu uns ausstreckte, durch eine falsche Politik jenes Ungeheuer gemacht, das viele heute in Putin zu sehen glauben?

Frantz: Wir haben leider ungebildete Politiker, die keine Ahnung haben von der kulturellen Grösse und Bedeutung Russlands. Ich erinnere mich an eine Bemerkung von Frau Baerbock. Sie sagte, Russland gehöre eher in die asiatische Steppe als nach Europa. Solche Aussagen, grade aus Deutschland, sind ungeheuerlich. Unmöglich! Für mich ist Russland, was mein Interesse an Musik und Literatur betrifft, das wichtigste Land neben Deutschland.

«Die Amerikaner interessiert der Rhythmus. Die Russen sind Meister der Harmonik, auch tolle Melodiker.»

Weltwoche: Wie empfanden Sie die Stimmung, als Sie letztmals in Moskau waren?

Frantz: Ich habe ein Übermass an Sympathie erlebt und einen Beifall, der bewegend war. Ich erinnere mich an eine Begegnung mit einem älteren Herrn. Nach der «Zauberflöte» kam er mit Tränen in den Augen auf mich zu und versuchte, meine Hand zu küssen. Er sagte: «Wissen Sie, es ist so fantastisch, dass Sie kommen, dass Sie hier sind, das ist Hoffnung.»

Weltwoche: Wenn Putin Sie einladen würde, was würden Sie ihm sagen?

Frantz: Ich würde lieber bei unseren Politikern anfangen und sagen: «Ihr müsst eure Politik ändern!» Ich denke, wenn wir nicht weiter Waffen lieferten in die Ukraine, könnten auch die Russen sehr schnell aufhören. Das ist meine Hoffnung. Das wäre das Ziel – die Ukraine «neutralisieren», sie hätte einen neutralen Status, in dem es ihr gutgeht, in dem keine Bomben mehr fallen und in dem Russland sich nicht gefährdet fühlt. Denn das nimmt keiner von uns ernst. Die Russen fühlen sich gefährdet.

Weltwoche: Die meisten sehen Putin auf einem imperialistischen Eroberungsfeldzug.

Frantz: Das ist nur Propaganda, um unsere eigenen Waffen an den Mann zu bringen. Wir erleben ja Dinge mit unseren Politikern, die mit Moral überhaupt nichts zu tun haben, aber um so mehr mit Doppelmoral. Jemand, der wie ich nach Moskau fährt, ist in den Augen dieser moralinsauren Pharisäer schon ein halber Krimineller. Um so wichtiger bleibt, dass man trotzdem unermüdlich Brücken baut.

Weltwoche: Sind Sie ein Mensch ohne Berührungängste?

Frantz: Vollkommen. Ja, das bin ich. Man muss sofort reden, sprechen, verhandeln, deeskalieren, den Aggressor abholen, beruhigen, Wege finden, Vertrauen schaffen. Europa ist gerade dabei, sich selber zu beschädigen. Wo ist die Exit-Strategie? Das Konfliktmanagement? Zu allen Konflikten gehören zwei Parteien. Welche langfristigen Lösungsansätze hat Europa? Hier müsste Deutschland eine wichtige Vermittlungsrolle übernehmen.

Weltwoche: Was ist in dieser Zeit der Auftrag des Künstlers?

Frantz: Den Russen zu zeigen, wie wir ihre Kunst ausüben und glauben, dass die russische Kultur mitten nach Europa gehört. Der Künstler ist das letzte verbliebene Glied, wo wir uns noch begegnen können. Kunst ist Brücke, niemals Waffe. Die russische Literatur liegt mir näher als das, was ich aus Amerika kenne. In der Musik hat niemand die Qual des 20. Jahrhunderts besser beschrieben als Schostakowitsch.

Weltwoche: Was kann die Musik, was ist die Macht der Musik?

Frantz: Die Macht der Musik ist das Gefühl, die Emotionalität. Die Kommunikation von Emotionen ist eine ihrer grossen Stärken. Im Jugoslawienkrieg spielte die von mir gegründete Philharmonie der Nationen zu Anfang jedes Konzertes «A Little Piece for Peace». Da habe ich viele Tränen gesehen, auch bei Roman Herzog, unserem Bundespräsidenten. Der war nicht unbedingt sentimental, weiss Gott nicht. Aber dem liefen wirklich die Tränen runter, weil da sieht man plötzlich junge Leute, deren Eltern aufeinander schiessen, und die machen herrliche Musik.

Weltwoche: Die Musik kann den Hass und die Politik überwinden?

Frantz: Ja, auf die Dauer immer. Musik kann Politik überwinden, Musik ist stärker als Politik. Im Moment ist es schwer, aber wir schaffen es. Deswegen will ich nächstes Jahr, wenn ich achtzig werde, mit diesem Orchester eine ganze Tournee dem Frieden widmen. Ich hoffe, dass ich dort auch Ukrainer und Russen und Palästinenser und Israelis reinbekomme und dass wir zeigen: Wir können es anders und besser.

Weltwoche: Etwas vom Gefährlichsten in der heutigen Zeit ist, dass alles politisiert wird. Musik, Sport, Literatur, alles ist verseucht mit Politik, man fordert Bekenntnisse.

Frantz: Das habe ich immer abgelehnt. Dem dürfen wir uns in keiner Weise beugen. Wir müssen mit erhobenem Kopf unseren Weg gehen und unsere Signale setzen, die möglicherweise die Menschen aufwecken. Mehr können wir nicht tun.

Weltwoche: Man sagt, Musik sei die deutscheste aller Künste. Oder ist es die Literatur?

Frantz: Ich denke, die Musik sei die abstrakteste. Dieses abstrakte Denken, wie bei Beethoven, wo man sich plötzlich fragt: Ist das schön, oder was ist es? Ich bin ein weitgehend gläubiger Mensch, aber keineswegs kirchlich. Ich bin mal zu Kardinal Lehmann gegangen. Ich hatte Bruckners Sechste dirigiert im Mainzer Dom und sagte, das sei doch viel grösser als jede Predigt. Das wäre doch der eigentliche Sinn, der mit Worten nur umschrieben werden kann. Er reagierte etwas kühler auf meine Idee, als ich mir das so vorgestellt hatte.

Weltwoche: Wenn man die russische und die deutsche Musik vergleicht, sozusagen die deutsche Seele versus die russische Seele, die in diese Musik eingeschlossen ist – was, würden Sie sagen, ist der Unterschied?

Frantz: Ich glaube, die russische Musik ist viel sensueller. Sie ist fleischlicher, ein blödes Wort, sie ist emotionaler, schwelgerischer, wie es unserem täglichen Leben näherkommt.

Weltwoche: Auch melancholischer?

Frantz: Vielleicht auch. Die deutsche Musik ist ja oft fast trocken. Wenn man vergleicht Tschaikowsky mit seinen unglaublichen Harmonien, und dann hört man

Brahms. Einerseits einfacher, andererseits viel komplizierter. Brahms war eigentlich kein sehr gläubiger Mensch. Aber in seiner Musik glaubte er.

Weltwoche: Sie haben mit Leonard Bernstein zusammengearbeitet, dem grossen amerikanischen Maestro. Vergleicht man das amerikanische Verständnis der klassischen Musik mit dem deutschen und dem russischen – was liegt näher beieinander?

Frantz: In der Musik haben wir verschiedene Komponenten – den Rhythmus, das Melodische, das Harmonische, das Metrische. Ich glaube, dass die Amerikaner vor allem das Rhythmische sehr interessiert. Das ist es, was sie begeistert. Die Russen sind Meister der Harmonik, aber auch tolle Melodiker. Die Deutschen sind irgendwie etwas hölzern, aber in dieser Einfachheit geben sie sich die Mühe, das Ganze auch harmonisch in Form zu giessen. Das gibt einen Moment, der ist unvergleichlich.

Weltwoche: Wer ist grösser, Mozart oder Beethoven?

Frantz: Das ist eine Frage, die ich weder beantworten möchte noch kann. Die Einfachheit Mozarts und die Möglichkeit, dass er in der grössten Fröhlichkeit doch auch eine gewisse Melancholie zum Ausdruck bringt, die erleben wir bei Beethoven in seiner Unbedingtheit überhaupt nicht. (*Setzt sich ans Klavier und beginnt zu spielen.*) Diese Sonate hat er zum Tod seiner Mutter geschrieben. Das klingt fröhlich, zu dem Text «Freudig, mein Herz, leb deinen Schmerz». Das ist der Schlüssel zum Verständnis von Mozart. Er hat auf den Tod seiner Mutter in Dur geschrieben und nicht in Moll.

«Wenn er Bruckner dirigierte, hatte man das Gefühl, der Lauf der Sterne werde dargestellt.»

Weltwoche: Sie haben für Legenden wie Herbert von Karajan und Leonard Bernstein gespielt. Was zeichnete sie aus?

Frantz: Karajan war der viel Bescheidenere. Wenn ich mit ihm ein Konzert hatte, dann sagte er: «Wir fahren aber gleich nach dem Konzert nach Hause.» Er feierte nicht, sondern setzte sich an den Schreibtisch und arbeitete am «Othello», weil er den in drei Tagen zu dirigieren hatte. Bernstein liebte die Menschen. Für ihn gehörte es zum Ritual, nach Konzerten die Menschen zu sehen und sie alle zu umarmen, die Welt zu umarmen. Das war ein Teil dessen, wie er Musik begriff. Karajan wollte die reine Kunst. Wenn er Bruckner dirigierte, hatte man das Gefühl, der Lauf der Sterne werde dargestellt. Karajan war viel disziplinierter, auch in seiner Art des Dirigierens. Proben mit Karajan waren gar nicht so angenehm. Er konnte sehr streng sein. Aber das Konzert war dann der reine Himmel, weil alles plötzlich ganz leicht war. Bernsteins Proben waren himmlisch, voller Fantasie, man probte voller Begeisterung. Und am Abend war alles anders. Man wusste gar nicht: Warum hat man eigentlich geprobt?

Weltwoche: Wir steuern auf Weihnachten zu. Was bedeutet Ihnen dieses Fest?

Frantz: Der spezielle Zauber, den ich schon als Kind erlebt habe, war nie kommerziell. Eigentlich ist Weihnachten zerstört durch diese ganzen Beigaben.

Weltwoche: Was ist, ungeachtet dessen, die Essenz von Weihnachten?

Frantz: Natürlich sehr viel Musik. Ich bin auch Organist gewesen und habe das «Weihnachtsoratorium» gespielt. In den verschiedensten Kirchen in Deutschland habe ich sehr viel Schönes, Neues kennengelernt und erlebt, wie dort die kosmische Herrlichkeit der Musik von Bach neu entfacht wurde.

Mehr von dem täglich in Ihrer Mail-Box:

knut hamsun

25. Dezember 2023 um 23:24 Uhr

Hab grade die alte Einspielung von Mozarts Klavierkonzert für 3 Klaviere KV 242 mit Christoph Eschenbach, Justus Frantz und Helmut Schmidt aufgelegt. Was waren das für himmlische Zeiten, als man noch an die völkerverbindende Kraft der Musik glaubte, und ein deutscher Bundeskanzler neben der Demut, nicht allen anderen Völkern Werte predigen zu müssen, auch noch gut Piano spielen konnte. Bildung ist eben nicht nur ein schöner Luxus, sondern auch die Grundlage für Frieden und intelligente Politik.

[Antworten](#)

👍 3 🗨️ 0

werner.widmer

21. Dezember 2023 um 15:39 Uhr

Die Baerbock bindet und Bären auf und schießt Böcke am Laufmeter. Dieses Interview macht Hoffnung. Leider sehen das die Falken nicht. Falken kommen meines Wissens in Musikstücken nicht vor.

[Antworten](#)

👍 11 🗨️ 1

Käsesemmel

20. Dezember 2023 um 19:56 Uhr

Die Russen und die anderen Völker der Sowjetunion hatten uns die unvorstellbaren Greuel des deutschen Überfalls vergeben. Sie sind ein großzügiges und liebenswertes Volk, dass uns auch die einseitige und ungerechte Unterstützung der westukrainischen Nationalisten verzeihen würde.

[Antworten](#)

👍 14 🗨️ 0

SCHREIBEN SIE EINEN KOMMENTAR

Weitwoche



Bundesrätin Baume-Schneider hat keine Angst vor einer «12-Millionen-Schweiz». Die neusten Einwandererzahlen deuten darauf hin, dass dieses Szenario eher früher als später Tatsache werden könnte. Die Schweiz steuert auf ein Rekordjahr zu - Die Weltwoche



Die Bekämpfung der Drogenkriminalität durch legales Cannabis entpuppt sich als Illusion. Hochgezüchtete Sorten stürzen die Zulassungs-Behörden in ein Dilemma - Die Weltwoche





Selenskyj in Deutschland: Ukraine-Präsident besucht in Wiesbaden das Hauptquartier des US-Heeres in Europa - Die Weltwoche



Die chaotische Bundestagswahl 2021 in Berlin muss teilweise wiederholt werden. Zu diesem Schluss kommt das Bundesverfassungsgericht in Karlsruhe - Die Weltwoche



3 Kommentare zu “«Musik ist stärker als Politik»”

knut hamsun

25. Dezember 2023 um 23:24 Uhr

Hab grade die alte Einspielung von Mozarts Klavierkonzert für 3 Klaviere KV 242 mit Christoph Eschenbach, Justus Frantz und Helmut Schmidt aufgelegt. Was waren das für himmlische Zeiten, als man noch an die völkerverbindende Kraft der Musik glaubte, und ein deutscher Bundeskanzler neben der Demut, nicht allen anderen Völkern Werte predigen zu müssen, auch noch gut Piano spielen konnte. Bildung ist eben nicht nur ein schöner Luxus, sondern auch die Grundlage für Frieden und intelligente Politik.

[Antworten](#)

👍 3 🗨️ 0

werner.widmer

21. Dezember 2023 um 15:39 Uhr

Die Baerbock bindet und Bären auf und schießt Böcke am Laufmeter. Dieses Interview macht Hoffnung. Leider sehen das die Falken nicht. Falken kommen meines Wissens in Musikstücken nicht vor.

[Antworten](#)

👍 11 🗨️ 1

Käsesemmel

20. Dezember 2023 um 19:56 Uhr

Die Russen und die anderen Völker der Sowjetunion hatten uns die unvorstellbaren Greuel des deutschen Überfalls vergeben. Sie sind ein großzügiges und liebenswertes Volk, dass uns auch die einseitige und ungerechte Unterstützung der westukrainischen Nationalisten verzeihen würde.

SCHREIBEN SIE EINEN KOMMENTAR

500 Zeichen verbleiben

Kommentar abschicken

Bitte beachten Sie die [Netiquette-Regeln](#) beim Schreiben von Kommentaren.